

# ICH BEWEGE MICH ZWISCHEN DEN KULTUREN

## Ein Briefwechsel

Drei Redakteurinnen der Zeitschrift GESTALT THERAPIE – eine Französin, die in Deutschland lebt, eine Amerikanerin, die in Österreich lebt und eine Deutsche, die lange Jahre in England gelebt hat – schreiben über ihre Erfahrungen, in einem anderen Land zu leben. Wir haben die Form des Briefes gewählt, diese unterschiedlichen und doch auch einander ähnelnden Prozesse zu bedenken.

*Liebe Nancy, liebe Renate,*

so aufregend ich unser Unterfangen finde, uns in einem Briefwechsel über unsere Erfahrungen als Migrantinnen auszutauschen, so schwer fällt es mir anzufangen. Womit anfangen? Was interessiert daran überhaupt? Ist nicht irgendwie jeder Migrant? Andererseits scheint es nicht so einfach zu sein, denn sonst wäre ich weder aufgeregt noch würde es mir schwer fallen, über dieses mein seit 22 Jahren selbst gewähltes Migrantendasein zu schreiben.

Ich bin Migrantin. Allein den Satz auszuhalten, fällt mir schwer. Er ist mir in seiner nüchternen Eindeutigkeit zu viel – vielleicht weil ich weiß, dass ich ihm nicht mehr entgehen werde. Ich habe nicht vor, Deutsche zu werden, und ich werde für immer Französin auf der Suche nach ihrem verlorenen Land bleiben. Auf die nationale Identität kommt es mir dabei nicht an, sondern auf das Zugehörigkeitsgefühl hierhin und dorthin. Hier gehöre ich nicht von Anfang an dazu, dort gehöre ich viel zu lange nicht mehr dazu. Vielleicht ist das die *Conditio migrationis* schlechthin? Vielleicht ist das aber auch nur mein Empfinden davon, meine Art, eine solche Situation für mich zu interpretieren und dadurch zu erfahren. Wie geht es dir mit diesem kleinen Satz?

Ich lebe seit 22 Jahren in Deutschland, bin mit 18 nach Duisburg gekommen und bis heute dort geblieben. Die Gründe dieses selbst gewählten Exils sind mir von Jahr zu Jahr immer weniger klar, von Jahr zu Jahr kommen neue dazu, bisher gültige erscheinen als obsolet. Es ist, als würde die Erklärung des Exils mir helfen, mich darin einzurichten. Ich habe es erst mit Überanpassung gemeistert: Ich empfand Glücksgefühle, wenn mein Gegenüber nicht merkte, dass ich Französin war. Ich hatte in den ersten zehn Jahren meines deutschen Lebens keinen Akzent – wie mein Vater, als er vor dem Krieg flüchtend mit seinen Eltern als 17-Jähriger von Algier nach Paris emigrierte.

Anfangs vermisste ich nichts aus meinem alten Leben. Hier war meine Heimat. Wenn ich in Frankreich war, sprach ich von uns und meinte die Deutschen. Erst als ich merkte, dass ich in Deutschland mit »wir« die Franzosen meinte, hatte ich das Gefühl, da stimmt was nicht – etwa fünf Jahre nachdem ich Deutschland als meine neue Heimat gewählt hatte. Ich war reif für eine lange und heilsame gestalttherapeutische Arbeit, die mir einen neuen Umgang mit meinem Migrantensein ermöglicht hat, der weder leicht noch schön, dafür Ruhe und Sehnsucht stiftend zugleich ist.

Mein französischer Akzent im Deutschen kam erst wieder, als ich unseren ersten Sohn bekam und mit ihm zum ersten Mal wieder meine Muttersprache täglich sprach. Es fiel mir erst schwer, ich hatte sie so lange nicht mehr regelmäßig gesprochen. Ich entdeckte sie wieder und merkte, wie sehr ich sie liebte. Sprache spielte bei uns unter den Frauen im Haus eine sehr große Rolle, es war unter uns eine Ehrensache, sie so schön wie möglich zu sprechen und zu schreiben. Das konnte ich aber nicht mehr. Ich hatte so viel Ehrgeiz und Stolz in meinem Anpassungsprozess während meines Germanistikstudiums in Duisburg entwickelt, dass meine eigene Sprache mir

verloren gegangen war.

Mit unserem Baby entdeckte ich sie langsam wieder. Das war schön. Doch bald machte sich ein neues Gefühl breit, das sehr schmerzhaft war: ich konnte sie mit niemandem mehr unmittelbar teilen. Wortspiele, eingefangene Erfahrungen, damit blieb ich allein, keine Gemeinsamkeit kam mehr durch das bloße Sprechen mit anderen auf.

Das ist etwas, was mir bis heute zu schaffen macht und was ich nicht gut ertragen kann. Umgekehrt kann ich in Frankreich meine zweite Sprache, die ich mittlerweile viel besser und schöner spreche als das Französische, mit niemandem teilen. Damit passiert mir etwas Seltsames: Durch meinen Umgang mit meinem Exil habe ich wohl dafür gesorgt, dass die Unmittelbarkeit des Ausdruckes meines Selbst meistens verhindert wird. Ich gehe stets einen Umweg. Oder vielleicht doch nicht?

Dieses Verständnis von Muttersprache, die einem grundsätzlich näher ist als die zweite gewählte Sprache, hat etwas für sich. Das habe ich auch erfahren, nicht nur mit meinen KlientInnen, sondern auch, wenn ich in meiner Therapie Französisch sprechen konnte. Doch andererseits frage ich mich, ob es nicht ein Hirngespinnst ist, diese prädominante Stellung und Bedeutung der Muttersprache im Leben überhaupt vorauszusetzen: Wenn ich vieles im Französischen nicht erklären kann, weil ich es nie im Französischen erfahren oder erklärt bekommen habe, inwiefern ist mir da meine Muttersprache näher als das Deutsche? In dem Fall gar nicht. Vielleicht sollten wir etwas differenzierter mit dieser immer wieder fallenden Behauptung, die Muttersprache sei nun mal das Unmittelbare, hantieren: nimmt man sie ganz ernst, so kann eine Migrantin wie ich daran ja verzweifeln!

Was mir immer deutlicher wird, ist, wie sehr die Muttersprache tatsächlich die Beziehung zum inneren Kind und zu seinen Beziehungen mit seinen Bezugspersonen prägt. Wenn ich diese Sehnsucht in mir spüre, meine Muttersprache »teilen« zu können, dann regt sich eher als die erwachsene Frau heute das kleine Kind in mir, das so gerne mit Sprache sich mitgeteilt und Beziehungen geschaffen hat. Da dieses Kind in mir viel zu früh abgespeist wurde und viel zu radikal mit seiner Muttersprache abgebrochen hat, auch im übertragenen Sinne, wird sie mir fehlen, immer, sicher. So erkläre ich es mir heute. Morgen vielleicht auch anders. Ich bin immer sehr skeptisch, was endgültige Erklärungen von Phänomenen angeht. Die Frage ist nur, ob ich ohne Migration diese Sehnsucht nach meiner Sprache in meinem Geburtsland nicht gehabt hätte – müßige und berechtigte Frage.

Was die Phänomene, die mir als Migrantin begegnen, angeht, habe ich aber den Eindruck – gerade jetzt, während ich versuche, sie zu beschreiben –, als wären sie eigentlich nicht wirklich in Worte zu fassen, oder besser, als würden sie mir grundsätzlich anders erscheinen, je nach dem, wo ich gerade bin, wie ich mich gerade fühle. Was mich wiederum zu der Frage führt: Ist Migrantin-Sein überhaupt etwas, was jenseits der eigenen Persönlichkeitsstruktur Konsistenz hat, oder ist die Erfahrung der Migration einfach »nur« eine Krisensituation, in der wir Migranten unsere bewährten Krisenmuster wiederfinden, wenn wir diese besondere Erfahrung versuchen zu beschreiben? Zum Beispiel für mich hier: Ich ertrage es kaum, »wir Migranten« zu schreiben. Ich habe mich noch nie gerne zu einer Gruppe von Menschen gezählt. Da fühle ich mich wohl zu eingengt. Typisches Migrationssymptom oder meine persönliche Art, mit meiner Migration umzugehen, wie mit jeder Situation, wo ich in irgendeine Schublade drohe gesteckt zu werden? Oder die leidliche Frage der Anpassung oder Integration vs. Abschottung? Zwei Krisenmuster, zu denen Migranten zurückgreifen: typisch Migrant oder typisch X oder Y in der gegebenen Situation? Oder wenn ich oben von Zugehörigkeitsgefühl rede: Fehlt es dir, Nancy? Ist es ein Gefühl, das jeder Migrant unweigerlich irgendwann zu vermissen beginnt?

Ich tendiere eher zu der Annahme, dass ich jedenfalls als Migrantin so handle, wie ich in jeder Krisensituation handeln würde. Was implizierte, dass es keine »Migranten identität« gibt. Eine mir angenehme Vorstellung, die allerdings mit dem heutigen gesellschaftlichen Diskurs über Migration, Migranten und Integration doch etwas kollidiert...

Und nach 22 Jahren Migration frage ich mich, was aus dieser Krisensituation geworden ist. Dauerbrenner?

Je mehr ich versuche, mir auf die Spur als Migrantin zu kommen, desto klarer wird mir, dass da das Fragment wahrscheinlich das Mittel der Wahl ist und nicht der Versuch, mein Migrantin-Dasein zu umreißen.

Ich lebe in Deutschland und bin da glücklich. Meine Familie erfüllt mich, mein Beruf macht mir viel Spaß und ich fühle mich in vielen sozialen Kontexten beheimatet. Und ich bin immer öfter als die Französin da, was ich mittlerweile schön finde und was mich gleichzeitig besonders und einsam macht.

In Deutschland fehlt mir das Alte und das ist sicher kein Zufall, dass ich immer Sehnsucht nach »Brocantes« habe, diesen populären Antikmärkten in Frankreich.

Oft wird mein Temperament als typisch französisch in Deutschland kommentiert. Solche Bemerkungen nerven mich oft, oft freuen sie mich und manchmal beunruhigen sie mich. Warum muss mein Verhalten nationalisiert werden? Wäre ich sonst unerträglich oder das Gegenteil davon?

Ich bin im Moment in Frankreich. Gestern am Strand sprach eine Frau mit ihrem Mädchen deutsch, das wiederum mit der Freundin der Mutter französisch sprach. Die beiden erwachsenen Frauen sprachen französisch miteinander. Die deutsche Mutter – meine Vermutung – sprach so gut französisch wie ich deutsch. Als mir das klar wurde, ließen mich folgende Gedanken nicht los: Sie ist aus Deutschland hierher gezogen und lebt seit Jahren hier. Das hätte ich auch machen können. Wäre es schöner gewesen? Was habe ich vielleicht verpasst hier? Will ich das wissen? Was für eine blöde Frage? Spreche ich sie an? Wir begegneten uns im Supermarkt wieder und begrüßten uns. Ich zu ihr: »Bonjour« und sie zu mir »Hallo«. Ich vermutete, dass sie Deutsche war, wollte aber nicht, dass sie glaubte, ich sei Deutsche. Sie hielt mich entweder für eine Deutsche oder wollte nicht, dass ich sie für eine Französin hielt. Was geht bei so einem simplen Treffen in einer Migrantin vor? Was wollte ich damit sagen: Ich kann gut verstehen, dass du hierher gezogen bist, ich bin auch von hier, ich bin nicht nur aus Deutschland? Kennst du so was? Doch »migrationisches« Verhalten?

Warum beantrage ich nicht die doppelte Staatsangehörigkeit? Warum werde ich nicht Deutsche? Weil ich einen jüdischen Vater habe, dem ich das nicht »antun « will, was ich seit 22 Jahren faktisch bin? Weil mir das offizielle Doppelte zu viel wäre? Das reicht mir so, ich muss es nicht auch noch amtlich haben? Auf der kommunalen Ebene wähle ich ja in meiner Stadt und auf Staatsebene macht es keinen Unterschied, ob ich in Frankreich oder in Deutschland wähle.

Wenn ich einmal im Jahr hier in Frankreich bin, brauche ich es, einige Kleinigkeiten von hier mit nach Hause zu nehmen: einen neuen Schal, eine Tasse, eine kleine Schüssel – ich höre mich so gerne auf Nachfrage »aus Frankreich!« sagen.

Ich vermisse manchmal die unendlichen langen Mahlzeiten aus meiner Kindheit, die ein Gefühl vermittelten, alle wären irgendwie miteinander verbunden, was faktisch nur sehr vermittelt der Fall war; sie sprachen stundenlang über Themen völlig durcheinander und offenbar ziellos, einfach so, um des Sprechens willen. Und wenn zufällig sich ein solches Essen heute ergibt, bin ich am Ende völlig erschöpft und genervt. Ich vermisse es und kann es gar nicht mehr richtig ertragen.

Ich kann mich gut über die französischen Autofahrer in Frankreich ereifern, denen französische Fußgänger devot danken, wenn sie sie über ihre Zebrastreifen durchlassen, und zurück in Deutschland über die völlig autoritätsgläubigen Deutschen, die mitten in der Nacht noch vor einer roten Ampel stehen, ob ein Auto kommt oder nicht.

Als Anne Bennent ein ganzes Konzert lang in Frankfurt Bobby Lapointe sang, konnte ich vor Glück und Trauer nicht aufhören zu weinen, und ich würde mich bis heute nicht trauen, ihr persönlich zu begegnen, vor lauter Angst enttäuscht zu werden.

Unser zweiter kleiner Schatz hat lange gebraucht, um sich überhaupt zu entscheiden zu sprechen. Er hat sich für das Deutsche entschieden. Ich spreche mittlerweile völlig inkonsequent mit meinen Kindern französisch. Sie verstehen es beide, weigern sich aber, es zu sprechen, was ich respektieren und verstehen will. Ich spreche gerne mit ihnen deutsch und kann ihnen vieles in Deutsch viel besser erklären. Sind sie mir weiter weg, als wenn ich mit ihnen durchgehend französisch spräche? Ich will ihnen meine erste Sprache nicht aufdrücken und würde unheimlich gerne mit ihnen über Bobby Lapointe lachen – sie sind noch zu klein dafür, vielleicht kommt es noch...

Ich könnte weiter von solchen Kleinigkeiten erzählen, die die vielen Facetten meines Migrantendaseins zeigen, die mir aber, je mehr ich schreibe, erscheinen, als hätten sie viele Ähnlichkeiten mit dem Leben von vielen Menschen in Deutschland und Frankreich, die einfach nur nicht mehr dort wohnen, wo sie aufgewachsen sind, und eine zweite Sprache sprechen. Sind sie, sind wir deshalb Migranten und wofür ist es gut, uns so zu nennen?

Mir fällt gerade auf, dass ich noch gar nichts dazu gesagt habe, wie ich mich als Migrantin in meinem deutschen Umfeld wahrgenommen fühle. Als Französin in Deutschland ist es auch tatsächlich keine (wirklich wichtige) Frage. Ich bin noch nie jemandem begegnet, der oder die mich als Französin abgelehnt oder diskriminiert hätte – und ich bin wirklich sehr vielen Menschen in diesen 22 Jahren in Deutschland begegnet. Und wie gesagt: ich habe mein Migrant-Sein frei gewählt.

Willkommen und freiwillig in einem Exilland zu leben, sind sicher zwei Privilegien, die die wenigsten Migranten in Deutschland haben und die eine völlig andere Reflexion über Migration hervorbringen und ermöglichen.

Ich lasse es für heute dabei.

Ich freue mich dich zu lesen.

Liebe Grüße

*Delphine*

*Liebe Delphine, liebe Renate,*

ich danke Dir, liebe Delphine, für Deine Überlegungen zum Migrantendasein, zur *Conditio migrationis*, ein Begriff, den Du kreiert hast. Auf einige Punkte in Deinem Brief will ich eingehen, da wir drei Gestalttherapeutinnen in fremden Kulturen immer noch leben oder gelebt haben. Über unsere Alltagserfahrungen in fremden Sprachkulturen sollten wir uns austauschen.

Gleich zu Beginn möchte ich den ungewohnten Begriff »Migrant« aufgreifen, mit dem ich eigentlich nicht viel anfangen kann. In meiner englischen Muttersprache sind mir die Begriffe *immigrant* für Einwanderer sowie *emigrant* für Auswanderer geläufig. »Migrant« verbinde ich auch

im Deutschen mit Migration. Entweder mit der jahreszeitlichen Migration von Vogelschwärmen – die Vögel »migrieren« – oder mit *migrant workers*, Menschen, die je nach Jahreszeit in unterschiedlichen geographischen Regionen Beschäftigungen vor allem in der Landwirtschaft nachgehen. Als ich vor etwa zehn Jahren zum ersten Mal das Wort »Migrant« aus dem Mund einer Supervisorin hörte, dachte ich, dass sie sich verschluckt habe. Diese Wortschöpfung, die meines Wissens recht neu im deutschen Sprachraum ist, hinterlässt einen seltsamen Nachgeschmack. Sind Migranten noch immer unterwegs? Sind Migranten immer Flüchtlinge, Vertriebene oder »Wirtschaftsflüchtlinge«?

Ich jedenfalls fühle mich nicht als Migrantin, obwohl ich in einer Kultur lebe, die nicht mein ursprüngliches Zuhause war. Von New York nach Österreich bin ich *übersiedelt*. *Ich bewege mich zwischen den Kulturen*. Weder bin ich geflohen, noch erhoffte ich mir wirtschaftlichen Aufstieg. Ursprünglich bin ich allein nach Österreich übersiedelt, und zwar wegen der Liebe. Der Kontext dieser privilegierten Situation beeinflusst mein Selbstverständnis als U.S.-Amerikanerin mit permanentem Wohnsitz in Österreich. Aus alter gestalttherapeutischer Gewohnheit erkläre ich mir meinen Tanz zwischen den Kulturen mit Figur-Hintergrundphänomenen. Meine Figuren sind natürlich meine wahrgenommenen Unterschiede zum sonstigen Hintergrund. Wechselnde Kontexte erfordern neue Konfigurationen. Sie kreieren neue Figur-Hintergrundphänomene und verschiedene Bedeutungen. In Österreich fühle ich mich wie eine in Wien lebende New Yorkerin. In den U.S.A. hingegen fühle ich mich wie eine Europäerin und Wahlwienerin, die ihr Ursprungsland besucht und sich als »fast ehemalige« Amerikanerin erlebt und sich sehr darüber wundert, wie vertraut und doch fremd zugleich ihr die Atmosphäre ihres Ursprungslandes geworden ist. Ein wesentlicher Teil meiner selbst gewählten Bewegung zwischen den Kulturen ist ein Gefühl des Anders-Seins, ein Gefühl, das mein ganzes erwachsenes Leben prägt und mir zur zweiten Natur geworden ist.

Ein wichtiger Aspekt des Anders-Seins hängt mit der Sprache zusammen. Deshalb möchte ich meinen sprachlichen Hintergrund beschreiben. Was ursprünglich als Aufenthalt für ein Jahr geplant war, ist aus persönlichen Gründen zum permanenten Wohnsitz geworden. Sprachlich war ich auf diesen Umzug nicht vorbereitet. Meine erste Fremdsprache war Französisch. Zwei Jahre meines Psychologiestudiums verbrachte ich an der Universität in Genf. Als ich im Alter von 22 Jahren nach Österreich kam, waren meine Deutschkenntnisse auf Kindergarteniveau. Ich hatte zuvor bloß drei Semester Unterricht in Deutsch. Ich ging den Weg der »*total immersion*«. Ich sprach Deutsch, wann immer ich konnte, ich las alles, was ich verstehen konnte und bat alle, mit denen ich Kontakt hatte, meine grammatikalischen Fehler unmittelbar zu korrigieren. Mir war klar, dass ich den Wechsel nach Österreich nur dann bewältigen würde, wenn ich die Nuancen der deutschen Sprache beherrschen und mich problemlos verständigen kann. Die deutsche Sprache war mein Schlüssel zur Akkulturation. Diese Jahre waren mühsam, frustrierend und oft einsam. Der Verlust der sprachlichen Selbstverständlichkeit war mitunter überwältigend. Sprachliche Defizite kompensierte ich oft mit Mimik und Gestik und meine Körpersprache wurde immer eloquenter. Und aus Verzweiflung entwickelte ich sogar einen neuen Sinn für Humor.

In der Zwischenzeit lebe ich 36 Jahre in Österreich und meine sprachliche Selbstverständlichkeit hat einen anderen Kurs eingeschlagen. Denn offenbar ist mein englischer Wortschatz beim Alter von zweiundzwanzig stehen geblieben. Scherzend nenne ich das »*developmentally arrested*«. Ich lese absichtsvoll englischsprachige Literatur und Zeitschriften. Ich schaue englischsprachige Filme nur in der Originalfassung an, damit ich den Draht zu meiner Muttersprache nicht verliere. Obwohl Englisch meine Muttersprache ist, kommt es immer häufiger vor, dass es in den

Hintergrund tritt und mein Deutsch differenzierter und geläufiger zur Figur wird. Die Selbstverständlichkeit der Muttersprache verschwindet nach meiner Erfahrung in dem Maße, wie im Alltag die Fremdsprache zur Selbstverständlichkeit wird. Im Englischen fehlen mir jetzt oft die exakten Bezeichnungen für Gegenstände, bestimmte Ausdrücke und gängige Redewendungen, auch die Lockerheit des Diskurses, die ich mir auf Deutsch erarbeitet habe. Täusche ich mich? Vielleicht schon, denn wenn ich mit dem für die Situation erforderlichen Wortschatz nach einigen Tagen in den USA wieder ausgerüstet bin, bewege ich mich auf dem englischsprachigen Parkett mit eleganteren Schritten als auf dem deutschsprachigen. Der Prüfstein der sprachlichen Differenziertheit bleibt für mich jedoch der Wortwitz. Die Fähigkeit, in einer Fremdsprache einen sinnvollen Wortwitz zu produzieren, reflektiert eine Art von Differenziertheit und emotionalem Verstehen von Konnotationen, die meine Hochachtung verdienen.

Im Deutschen hatte ich immer einen Akzent. Manche hielten ihn für französisch, und ich freute mich, wenn meine Gesprächspartner Mühe hatten, den Akzent zu orten. Allerdings merkte meine U.S.-amerikanische Familie, dass ich am Anfang meiner Besuche mit einer »deutschen Intonation« Englisch sprach. Und meine Suche nach dem treffenden englischen Wort machte mir Sorgen. Es sind natürlich nicht nur die Sprache und der Akzent, die in Österreich die Zuordnung in »Hiesige« und »Ausländer« fördert. Hinzu kommt das Aussehen. Und hier, liebe Delphine, haben wir beide wohl sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Aufgrund meines Aussehens werde ich in Österreich rasch als Ausländerin eingeordnet. Als Amerikanerin wurde ich vordergründig nicht diskriminiert, aber wegen meiner dunklen Augen und Haare. Ich werde als Griechin, Perserin, Türkin, Serbin oder als Jüdin eingeordnet. Ich habe viele fremdenfeindliche Erlebnisse gehabt. Und dazu musste ich nicht einmal den Mund aufmachen. Das Gefühl von Zugehörigkeit ist nicht etwas, was ich allein bestimmen kann. Es ist ein Ergebnis der Feldbedingungen. Meine Gegenüber spielen dabei eine maßgebliche Rolle. Die Frage meiner Zugehörigkeitsgefühle als eine in Wien lebende amerikanische Jüdin ist äußerst komplex und sie beschäftigt mich täglich. Neugierig bin ich geworden als Du, liebe Delphine, bemerktest, dass Du die deutsche Staatsbürgerschaft nicht annimmst, weil Du das Deinem jüdischen Vater nicht »antun« möchtest. Als mein Vater noch lebte, hat er mir das Versprechen abgenommen, niemals die U.S.-amerikanische Staatsbürgerschaft aufzugeben. Und ich habe mein Wort gehalten. In Österreich bleibe ich eine Deviseninländerin!

Seitdem ich in Wien lebe, sind meine Arbeitssprachen als Gestalttherapeutin sowohl Deutsch als auch Englisch. Denn Wien hat eine große internationale Gemeinde und »*English native speakers*« sind als Psychotherapeuten gefragt. Wenn ich auf Deutsch arbeite, spüre ich, wie ich mich sprachlich auf meine Gegenüber einstelle, je nachdem, ob sie Hochdeutsch oder einen regionalen Dialekt sprechen. Manchmal werde ich gefragt, ob ich auch alles verstehe, vor allem wenn Patienten Umgangssprache sprechen oder schwere Slang-Ausdrücke verwenden. Ich werde sofort als »keine Hiesige« wahrgenommen, und es kommt oft vor, dass ich von Österreichern als Psychotherapeutin gewählt wurde, weil ich in Österreich eine Ausländerin bin. Manche österreichischen Patienten wollen eine Psychotherapeutin haben, die einen Blick »von Außen« auf ihre Situation wirft, oder sie wollen eine ausländische Psychotherapeutin, die »nichts mit dem ganzen nationalsozialistischen Mist« zu tun habe und daher bei der Bearbeitung ihrer familiengeschichtlichen Problemen »objektiver« sein werde. Ironischerweise sind es Nachkommen von ranghohen »Nazis«, die deshalb zu mir, einer amerikanischen Jüdin, in die Praxis kommen. Schlagartig sind dann die Sprache und der kulturelle Hintergrund zur funkelnden Figur geworden, die mir volle Aufmerksamkeit abverlangen. Das »Pendeln« zwischen mir und

meinem Gegenüber ist in diesen Fällen eine Herausforderung der besonderen Art!

Auf Englisch arbeite ich mit Personen, deren Muttersprache entweder Englisch ist oder die Englisch als erste oder zweite Fremdsprache sprechen. Auch hier muss ich mich sprachlich auf sie einstellen, auf ihren Akzent, auf ihren Dialekt, auf ihre Englischkenntnisse, und der Prozess dieser Angleichung ist für mich immer spannend und voller Überraschungen. Denn es kommt oft vor, dass ich mit jemandem aus Neuseeland dann größere Verständigungsprobleme im Dialog habe als mit jemandem, der aus der Südsteiermark stammt. Trotz alledem ist für mich das Faszinierende, dass ich eine Vorliebe für die psychotherapeutische Arbeit auf Englisch habe. Obwohl die Verständigung auf Englisch aus vielerlei Gründen für mich anstrengend sein kann, hat der Austausch innerhalb meiner Muttersprache etwas Verheißungsvolles und Verlockendes. Und ich merke mit Erstaunen, dass ich für potenzielle Patienten in meinem ausgebuchten Terminkalender doch noch Platz finde, wenn ich als »native speaker« angesprochen werde. Sie ermöglichen mir ein Eintauchen in einen vertrauten emotionalen Bereich, den ich sprachlich schwer beschreiben kann. Es kann sein, dass ich Englisch sprechende Patienten wegen der süßen Vertrautheit der Sprache annehme, weil unsere sprachlichen Hintergründe ähnlich sind. Es kann auch sein, dass ich mir Illusionen darüber mache, dass meine Englisch sprechenden Gegenüber Zugang zu diesem emotionalen Bereich finden, bloß weil sie Englisch sprechen.

Es kommen englischsprachige Paare zu mir in Psychotherapie, aber auch binationale Paare, die sich auf das Englische als gemeinsame Sprache geeinigt haben. Hier versuche ich besonders achtsam zu sein, denn das Ungleichgewicht in diesem Dreieck öffnet die Tür zu einer Anzahl von unheilvollen Bündnissen und Ausschlüssen. In diesen Fällen sprechen zwei Englisch als Muttersprache und einer von uns spricht kein Deutsch. Die Person, die kein Deutsch spricht, ist zumeist diejenige, die Anpassungsprobleme in Österreich hat, die sich in der Partnerschaft niederschlagen. Von diesem Partner verspüre ich oft einen Sog, ihn besonders gut zu verstehen und zu unterstützen aufgrund unserer sprachlichen Gemeinsamkeiten. Vom anderen Partner verspüre ich einen Sog, dem »nicht hiesigen« Partner möglichst schnell zur gelingenden Akkulturation zu verhelfen, weil auch ich mich einst in Österreich niedergelassen habe. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie langwierig und hürdenreich eine solche Akkulturation ist. Und wie sehr sie von der Sprache abhängt. Solche Paartherapien sind ein Balanceakt, bei dem alle Elemente meiner verschiedenen Identitäten in Anspruch genommen werden.

Nun möchte ich diesen Brief schließen und Renate fragen, was sie zum unserem Thema zu sagen hat.

Mit ganz herzlichen Grüßen von  
*Nancy*

\* \* \*

*Liebe Delphine, liebe Nancy,*

wie die Katze um den heißen Brei herumschleicht oder vom Scheitern eines Versuches.

Ja, das ist es wohl, was mich so zögerlich gemacht hat und ich danke Dir, liebe Nancy, für Deine Ermutigung. Für mich ist das Nachdenken über meinen Versuch, in einem anderen Land zu

leben, auch mit der Erkenntnis verbunden, dort nicht wirklich Fuß fassen zu können.

England 1979. Ich hatte eine Stelle an der Uni – weitest weg vom Schuss in den Midlands – und zu sagen ich fühlte mich fremd, wäre eine Untertreibung. Nichts, aber auch gar nichts war vertraut und selbst einen Kaffee zu bestellen schien, als träfen chinesisches und deutsches aufeinander.

Das Kontrastprogramm schien mit den Kollegen abzulaufen. Alle per du und Vornamen und »how nice, to meet you at last«. Wie nett, dachte ich und wie anders als in deutschen Unis, selbst der Dekan ist »Jack«. Nein, ganz so naiv war ich nicht, aber wenn ich jetzt so zurück denke, bin ich an der Sprache gescheitert. Einer Sprache, die ich zunehmend besser beherrschte, in der ich anfang zu träumen, zu lieben, zu arbeiten, die aber immer von einer anderen Stelle des Körpers kam – höher, so schien es mir, als die deutsche Sprache. Ich hatte sie eben gelernt. Mit dem Kopf, und da ist sie irgendwie immer geblieben, auch wenn Worte emotional besetzt wurden. Und wenn das jetzt nicht zu pathetisch klingt: die Seele trocknete dabei aus.

Ich erinnere noch ganz genau den Moment, als ich am Schreibtisch saß und mir der Satz: »Meine Seele vertrocknet hier!« auf Deutsch in den Sinn kam und ich wusste, ich muss zurück. Kann hier – also England – zwar arbeiten, aber leben muss ich in meiner Sprache.

Und wenn ich die ganzen Texte zu Migration lese, die wir im Heft haben oder die eben in den Zeitungen erscheinen, dann bin ich doch sehr skeptisch, ob die erfolgreiche Meisterung der neuen Sprache mit Integration gleichzusetzen ist. Ich glaube das nur bedingt. Denn auch wenn die neue Sprache gelernt ist, was bleibt, ist dies: der Referenzrahmen ist je nach Alter immer anderswo. Man hat die Chance, sich neu zu erfinden. Das ist auch nicht schlecht, für eine Weile zumindest, aber die andere Seite ist eben eine – in meinem Falle – sehr empfindlich gespürte Wurzellosigkeit. Ein Wort, das ich, bis ich in England lebte, gar nicht zu meinem aktiven Wortschatz gezählt hätte, das ich aber akut spürte, wenn im Kreise von Freunden über Dinge gesprochen wurde, die mir zwar faktisch erklärt werden konnten, während das damit verbundene Gefühl aber nicht vermittelbar und schon gar nicht teilbar war. Das »große« Divergieren von Kulturen ist eines, ist aber eher zu subsumieren unter: die machen das anders. Aber das »kleine«, subtile Divergieren ist oft ebenso wenig zu benennen, wie es gleichermaßen überdimensioniert stark als trennend erfahrbar ist und sich unterschwellig permanent im Privaten ereignet. Das fordert eben im Privaten ein Maß an Aufmerksamkeit und Übersetzungsarbeit, die mir erst, als sich diese Differenz bereits als unüberwindlicher Graben her ausstellte, bewusst wurde. Und damit meine ich nicht nur Liebesbeziehungen, diese aber ganz besonders, sondern auch Freundschaften. Und ein interessantes Phänomen habe ich bei meinen Freunden und Freundinnen irgendwann erstaunt festgestellt: die engen Freunde kamen alle aus entweder den Kolonien (Neuseeland) oder hatten ihre Kindheit und Jugend im Ausland verbracht. »Wir« konnten uns über »die« Engländer je nach Bedarf ärgern oder lustig machen oder sie einfach nur exzentrisch finden.

Hier – also in Berlin – war es dann eine Weile so, wie Du schreibst, liebe Delphine: Irgendwie gehörte ich auch nicht dazu, weil ich so lange weg gewesen war, und dennoch »kannte ick mir aus« oder habe das Trennende anders erfahren. Eben nicht so abgrundtief, sondern eher auf der Oberfläche. Das ist zunehmend weniger der Fall und mittlerweile habe ich von hier aus eine Beweglichkeit auch in der fremden Sprache, die ich, während ich in England lebte, nie hatte.

Es ist eigenartig, denn nicht nur im Schreiben ist diese Zeit wieder sehr präsent geworden, die 15 Jahre meines Dort-Lebens gehören zu mir und es ist gut, dass ich immer noch dort sein kann. Zum Arbeiten eben oder Freunde-Besuchen, aber nicht mehr zum Leben.

*Renate*

*Liebe Nancy,*



deine Bedenken, was das Wort »Migrant« angeht, sind ganz andere als die, die ich zum Schluss meines ersten Briefes angedeutet hatte. Ich hatte mich am Anfang meines Briefes auf das Wort eingelassen und erst dann gemerkt, dass der Begriff nicht richtig auf mich passt. Deine Überlegungen haben mich darin bestärkt, weiter in diese Richtung zu schauen. Mir ist klar geworden, dass es an sich ein ziemlicher Widerspruch ist, sich als Migrant zu bezeichnen, wenn man an einem und demselben Ort mehr als sein halbes Leben gelebt hat – von migrieren kann wohl in dem Fall gar nicht mehr die Rede sein (Migrant ist ja eine substantivierte Partizip-Präsenz-Form und heißt zu deutsch: der Migrierende, der Wandernde also). Ich weiß, »die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch« und nicht an sich durch seine Etymologie gegeben. Doch um seinen Gebrauch zu hinterfragen, kann es auch hilfreich sein, sich kurz zu vergegenwärtigen, was das Wort uns sonst so bietet!

Ich komme mir nicht vor, als würde ich immer noch migrieren. Ich bin definitiv hier angekommen und habe auch hier neue Wurzeln geschlagen. Die Mutter von Daniel Price, dem Ich-Erzähler in *Der letzte Sommer*, die aus Montenegro mit 19 Jahren in die USA ausgewandert ist, hat das Problem, wie ich finde, wunderbar gelöst: Sie spricht von ihrer alten Heimat im Unterschied zu ihrer neuen Heimat. Das klingt doch gut, oder? Das nimmt natürlich diesem typisch deutschen Wort, das so schwer ins Französische zu übersetzen ist, ein wenig an Heiligkeit.

Da könnte man die Diskussion beginnen: Geht das überhaupt, zwei Heimate? Das Wort hat bezeichnenderweise keine Pluralform (Duden: Heimat, Plural: Heimatstaaten). Ist das nicht das Gleiche, wie zu fragen: Kann man mehrere Väter oder Mütter haben? Die Patchwork-Familien-Realität legt diese Frage nah und wird immer öfter mit ja beantwortet. Wenn Stiefeltern für ihre Stiefkinder sorgen, dann werden sie zu neuen Vätern und Müttern für die Kinder, gerade wenn ihre »alten« Väter und Mütter bekannt und nicht immer hilfreich in ihren Leben sind. Neue Eltern, neue Heimata sind nicht die alten, scheinen aber die Funktion der alten übernehmen zu können, wenn es Not oder einfach nur gut tut. Was will man mehr, solange das allen Beteiligten klar ist?

Warum erzähle ich das alles? Weil mir bewusst wird, wie sehr das Bild, das wir mit der Bezeichnung »Migrant« verbinden, Auswirkungen auf unsere Arbeit als Therapeuten hat: Jemand, der als Migrant gesehen wird und sich als solchen auch selber sieht – noch unterwegs und doch irgendwo angekommen, oft nur geduldet und nicht willkommen – wird andere Ziele in der Therapie haben als jemand, der sich in einer neuen Heimat fremd fühlt und sich möglicherweise nach seiner alten Heimat sehnt oder auch nicht sehnt. Auch er kann psychotherapeutische Hilfe brauchen. Beide Klienten werden unter dem einen Wort »Migrant« aber subsumiert.

Andererseits ist jedoch ziemlich klar, wer in unserer deutschen Gesellschaft eigentlich mit Migrant gemeint ist: all die Menschen, die hier weder willkommen sind noch wirklich freiwillig hier leben. Im Gebrauch des Wortes Migrant tun wir, so scheint es mir, nur so, als sprächen wir über jeden – unterschiedslos –, der aus einem anderen Land hierher zieht, wir nennen aber faktisch Migranten nur diejenigen, die »leider« hier bleiben wollen oder müssen. Für die wenigsten in meinem sozialen Umfeld bin ich – zum Beispiel – eine Migrantin (ich habe eine kleine Umfrage durchgeführt), obwohl ich nun erst 22 Jahre (von meinen 40) hier lebe.

Im Grunde kann uns der doppeldeutige Gebrauch des Wortes »Migrant« (einmal: alle die je hierher gekommen sind, um hier zu leben; gleichzeitig: nur die Menschen, die wir hier »leider dulden müssen«) leicht dazu verführen, die Klienten mit Migrationshintergrund vor dem Hintergrund dieses Wortgebrauchs zu sehen. In dem Fall ist es für uns Therapeuten nicht unbedingt leicht, dieser Verführung zu widerstehen, da das Wort mittlerweile auch zu unserer Alltagssprache völlig unhinterfragt dazu gehört. Wir müssen daher damit rechnen, als Therapeuten im ersten Kontakt mit einem »Migranten-Klienten« mit noch mehr fertigen Bildern von ihm die Arbeit zu beginnen als sonst. An sich nicht schlimm, wenn wir das reflektieren. Wollen wir unseren Klienten nach unseren gestalttherapeutischen Maßstäben begleiten, ist also besondere Wachsamkeit unsererseits geboten. Es ist, glaube ich, das, was ich mit diesen vielen Worten wirklich sagen wollte.

Ein anderer Punkt, den du angesprochen hast, ist der Umgang mit Klienten, deren Muttersprache die Muttersprache ihrer Therapeutin ist. Das, finde ich, ist ein sehr spannender Aspekt der Arbeit. Konkret sieht er bei mir so aus: Einerseits fühle ich mich französischsprachigen KlientInnen von der ersten Minute an sehr nah. Es entsteht meistens sofort ein »Wir« zwischen uns, allein durch unsere gemeinsame Herkunft besiegelt und durch die Sprache, die uns von den uns umgebenden Menschen gemeinsam trennt. Selbstverständlich, ohne Frage! So schön und belebend ich diese Selbstverständlichkeit finde, so absurd finde ich sie auch. Sie besteht, so scheint es mir, allein in der Abgrenzung zu den Anderen – »wir haben was, was ihr nicht habt!« Das verbindet einerseits ungeheuer stark, beruht gleichzeitig ausschließlich auf emotionalen Projektionen, die ich inhaltlich gar nicht benennen kann.

Da bin ich immer ganz froh, mich ebenso selbstverständlich auf das förmliche Sie zurückziehen zu dürfen – das gehört sich in Frankreich in solchen Settings so. Andererseits hadere ich mit der französischen Sprache, wie ich es nie in Sitzungen in Deutsch tue. Vielleicht ist das ein Trick, vielleicht aber auch einfach der Ausdruck des Umstandes, dass ich nicht mehr gut Französisch spreche. Auch wenn es mir schwer fällt, freut es mich immer riesig, in Französisch zu arbeiten. Allein meine Muttersprache wieder im Gespräch zu hören, ist für mich ein Genuss.

Ich arbeite also gerne mit Franzosen therapeutisch. Schwierig kann es für mich werden, wenn sie in meine alte Heimat zurück wollen oder wenn ihr Unwohlsein in Deutschland Thema wird. Da fällt es mir nicht immer leicht, Neutralität zu wahren. Da kann es mir passieren, dass ich denen klar machen will, wie schön es doch hier ist oder Ähnliches!!! Und ehe ich mich versehe, habe ich meine Professionalität abgelegt. Leichter wäre es sicher für mich, mit Franzosen zu arbeiten, wenn ich mit vielen Franzosen hier verkehrte. Das ist aber keineswegs der Fall. So ist jede/r Franzose, der/die mich in meiner Praxis aufsucht, eine potenzielle Projektionsfläche für meine Sehnsucht nach Altgeliebtem, das ich gar nicht mehr kenne. Solange mir dies klar ist, kann das sehr fruchtbar für die therapeutische Arbeit sein – ich darf nur keinen schlechten Tag haben!

Und: Dadurch, dass ich mich kaum unter Franzosen bewege, kenne ich mich als Französin nicht mehr so richtig. Ich greife auf Uraltes zurück und bin im Kontakt dadurch oft unsicher. Die therapeutische Funktion verleiht mir buchstäblich Sicherheit am Anfang einer therapeutischen Beziehung.

Ich fühle mich also absurderweise französischen Klienten erst einmal näher als deutschen, dafür deutschen Klienten aber vertrauter. Das klingt sicher komisch. Ich meine das so: Franzosen sind mir – wie gesagt – sofort nah, wenn ich sie kennen lerne, einzig und allein, weil wir Franzosen sind. Mehr Verbindung ist da aber erst mal nicht, da ich gleichzeitig diesen konkreten kulturellen Hintergrund gar nicht mehr wirklich kenne. Deutsche Klienten sind mir vertrauter, schlicht dadurch, dass wir im gleichen Land leben. Wir haben allein dadurch mehr gemeinsame Erfahrungen, beziehen uns auf soziale Systeme, deren Regeln wir beide kennen, auch wenn wir sie nicht immer aus Erfahrung begreifen, sie aber zumindest durch Erzählungen leicht nachvollziehen können. Mit Franzosen geht das mir nicht mehr so.

Ich werde dieses Feld weiter erkunden und gerne mich weiter mit dir darüber austauschen. Für heute belasse ich es bei diesen Skizzen.

Bis bald, liebe Grüße

*Delphine*